Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 6

Artikel: Martins Weg nach Gomorrha
Autor: Huber, Fortunat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065042

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martins Weg nach Gomorrha

Novelle von Fortunat Huber

Illustriert von H. Laubi

Martin, Martin Berberich, schäme dich der Träne nicht, die sich gegen deinen männlichen Willen von deinem linken Auge löst und auf deinen, ach so blanken, Wangen zerfliesst.

Es ist die Sonne, die diesen sympathischen Jüngling blendet, denkt die alte Dame, die dir gegenüber sitzt und dritte Klasse fährt wie du, obschon sie es vermöchte, zweite zu fahren.

Ist es der Abschiedsschmerz, der dich rührt, deine kleine, aber traute Heimat-

stadt zum erstenmal — auf wie lange wohl — zu verlassen?

Er ist's. Aber er gilt nicht der Stätte deiner Jugend. Sie konnte für einen Mann wie dich das Wirkungsfeld nicht sein.

« Komm wieder, komm wieder! » Zwei arme, machtlose Worte: alles, was dir die kleine Anna gestern abend beim Abschied mit auf den Weg geben konnte.

Erinnerst du dich? Du standest zum letztenmal unter dem kleinen Vordach ihrer Haustüre. Das dichte Blätterwerk der Fliederbüsche schützte euch wie immer vor dem kalten Licht der Strassenlaterne. Ihre schlanken, glatten Arme umhalsten dich, ihr närrischer, kleiner Kopf lag an deiner Weste, als sie unaufhörlich, unaufhörlich diese Beschwörungsworte sprach. Nicht kraftvoll wie ein Gläubiger, der an seine Zauberformel glaubt, sondern wie eine arme Seele, die den Glauben verloren hat, an dem sie doch mit der ganzen Kraft ihres Herzens hängt.

Du weisst, auch diesen Augenblick, während ihre blassen Finger auf der Schreibmaschine amtliche Formulare füllen, bewegt der einzige Gedanke: « Komm wieder, komm wieder » den Tastenschlag der Maschine.

Wie innig rührte es ihr Herz, wenn sie die Träne sehen könnte, die auf Martins jünglingshaftem Wangenflaume glänzt. Aber wenn sie wüsste, warum er weint! Er weint, weil er es nachfühlen kann, was es für ein Mädchen heisst, ihn, Martin Berberich, zu verlieren. Und dass sie ihn endgültig verloren hat, das wird ihm immer klarer, je näher ihn der Zug der Stadt seiner ungewissen, aber gewiss grossen Zukunft entgegenführt...

* * *

5.30 Uhr fuhr der Zug in die Bahnhofhalle ein. Martin schlüpfte eilig in seinen gelben Ueberzieher, der zwar nicht elegant, aber immer noch eleganter als sein grob gefaserter Anzug war. Sorgfältig hob er sein Fiber-Köfferchen von der Gepäckleiste herunter, musterte wohlgefällig den braunen Leinwandüberzug, der das wenig edle Material verbarg, und verliess den Wagen.

Willig liess er sich von dem Strome der Mitreisenden tragen, bis er aufatmend unter dem hohen Portal stand, das sich gegen den Bahnhofplatz öffnet. Dort machte er Halt, stellte das Köfferchen neben sich auf den Boden, steckte die Hände in die Taschen seines Ueberziehers und liess sich von den absichtlichen und unabsichtlichen Stössen der Passanten nicht bewegen, seinen Feldherrnhügel zu verlassen.

Ein anderer Feldherr stand vor ihm und verdeckte ihm die Aussicht: ein schöner, stattlicher Herr mit Gehrock und Backenbart auf einer Steinkanzel, die den ganzen Platz überschaut. Martin sah diesen Herrn nur von der Seite. Aber die einladenden Bewegungen seiner Arme, sowie die edle Rundung des Leibes verrieten ihm, dass sich dieser Herr, dessen Name er nicht kannte, im Leben und über dieses hinaus, ohne kleinliche Rücksichten auf seine Mitmenschen, einen ehrenvollen Platz errungen hatte.

Aber dieser Mann war tot, und er, Martin Berberich, lebte. Befriedigt nahm er sein Köfferchen wieder in die Hand, hinterlegte es in der Bahnhofhalle, und unbeschwert hielt er den Einzug in die Metropole seiner Zukunft.

Die Zürcher werden sich nur zweimal im Laufe des Jahres ihrer großstädti-

schen Hauptstrasse als Allee bewusst: Einmal, wenn die Linden blühn, und dann, wenn die allerersten gelben Blätter auf dem herbstfeuchten Asphalte leuchten. Beglückt schritt Martin über den Ehrenteppich, den ihm die Natur, wie sonst nur das Volk einem König, gelegt hatte. Er ging in dem leichten, auf den Fussballen federnden Schritt, der allein Männern von Welt, Schauspielern und Windbeuteln eigen ist.

* * *

Zur gleichen Zeit deckte die kleine Anna die schwarze Decke über die Schreibmaschine, wischte das spinnwebefeine Tüchlein über die roten Augen und schlich sich in die Garderobe. Der beleibte, weichherzige Bureauchef machte ihr mitleidig Platz, und mit zuckendem Mund wusch sich Anna den Staub dieses tränenreichen Arbeitstages von den Händen. Auf dem Heimwege würdigte sie Herrn Mörker, der ebenso hoffnungslose wie wohlgemeinte Versuche machte, seine ungelenken Schritte dem quecksilbrigen Gange seiner Stenotypistin anzupassen, auch nicht eines Wortes.

Schweigend schluckte sie zu Hause ihre Tasse Milchkaffee, mass das appetitliche, mit Konfitüre belegte Butterbrötchen, das ihr die Mutter zuschob, lange mit finstern Augen, um es schliesslich wehmütig doch zu essen. Sie sass an das Klavier, fingerte einen langgezogenen Walzer auf dem spröden Instrument und lange, bevor sie ihre drei Schwestern, die mit ihr die Kammer teilten, stören konnten, ging sie zu Bett und weinte sich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Nicht so Fräulein Berberich, die drei Strassen weiter, zwar auch stumm und unbeweglich, aber schlaflos zu Bette lag. Ihre dürre Brust und das graue Gesicht lehnten kraftlos auf einem Berg von Kissen. Die ganze Kraft ihres zähen Lebens lag in den grauen Augen, die schon stundenlang regungslos auf den Schreibtisch gerichtet waren, der dem Bette gegenüber an der Wand stand. Die Ziehfächer waren herausgezogen. Rechnungsformulare, alte Briefe, vergilbte Merkzettel türmten sich auf ihm in ungeordnetem Haufen. Vierzig Jahre lang hatte kein Mensch ausser ihr selbst Hand an diesen Schreibtisch gelegt, bis heute Mittag — im gleichen Augenblick, als die Aufwartefrau ihr Haus verliess (sie hörte die Türe knarren), ihr Neffe Martin, reisebereit mit Köfferchen und Ueberzieher, das Zimmer betrat.

« Wenn Du nichts dagegen hast, Tante Fanny, verreise ich mit dem 3 Uhr-Zug nach Zürich. Ich muss Geld haben, gibst Du es mir ? »

Fräulein Berberich gab keine Antwort. Sie pflegte solche Fragen mit Stillschweigen zu übergehen und damit ein für allemal diskussionslos zu erledigen.

« Das habe ich mir schon gedacht, aber ich brauche Geld. Ich habe Geld, ich weiss, wo es liegt und weil Du es mir nicht geben kannst, so hole ich es mir selbst.»

Fräulein Berberich rührte sich nicht und blickte ihren Neffen aufmerksam mit kaltem Hohne an. Es war kein Geld in ihrem Hause, nichts ausser den paar Franken, die in ihrer Handtasche unter dem Kopfkissen ruhten.

« Natürlich nur mein eigenes Geld, Tante Fanny, mein Sparbüchlein . . .»

Fräulein Berberich hatte behutsam ihren dünnen Arm unter der Decke her-

„Ich muss Geld haben, gibst Du es mir?“

vorgeholt und einen schnellen Griff nach ihrem Rock getan, der über der Lehne des Stuhles am Kopfende ihres Bettes hing. Aber Martin war schneller gewesen. Er hielt die schwarze Fahne in den Händen, nestelte in den tiefen Taschen herum und zog den klingelnden Schlüsselbund hervor. Wortlos hatte er den Schreibtisch geöffnet, jede Lade von oben nach unten durchsucht, bis er das abgeschossene blaue Büchlein in den Händen hielt. Er hatte auf die Uhr geschaut.

« Es ist schon 2 Uhr, Tante Fanny, ich muss auf die Bank, damit ich noch zur Zeit auf die Bahn komme. Leb wohl, Tante Fanny, gute Besserung ! » Und damit war er draussen gewesen.

Fräulein Berberich hatte eine grosse Tugend : Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Nachdem ihr der flinke Handgriff nach ihrem Rocke misslungen war, hatte sie kein Wort darüber verloren, um ihren Neffen von den Handlungen abzuhalten, die seiner ersten notwendig folgen mussten.

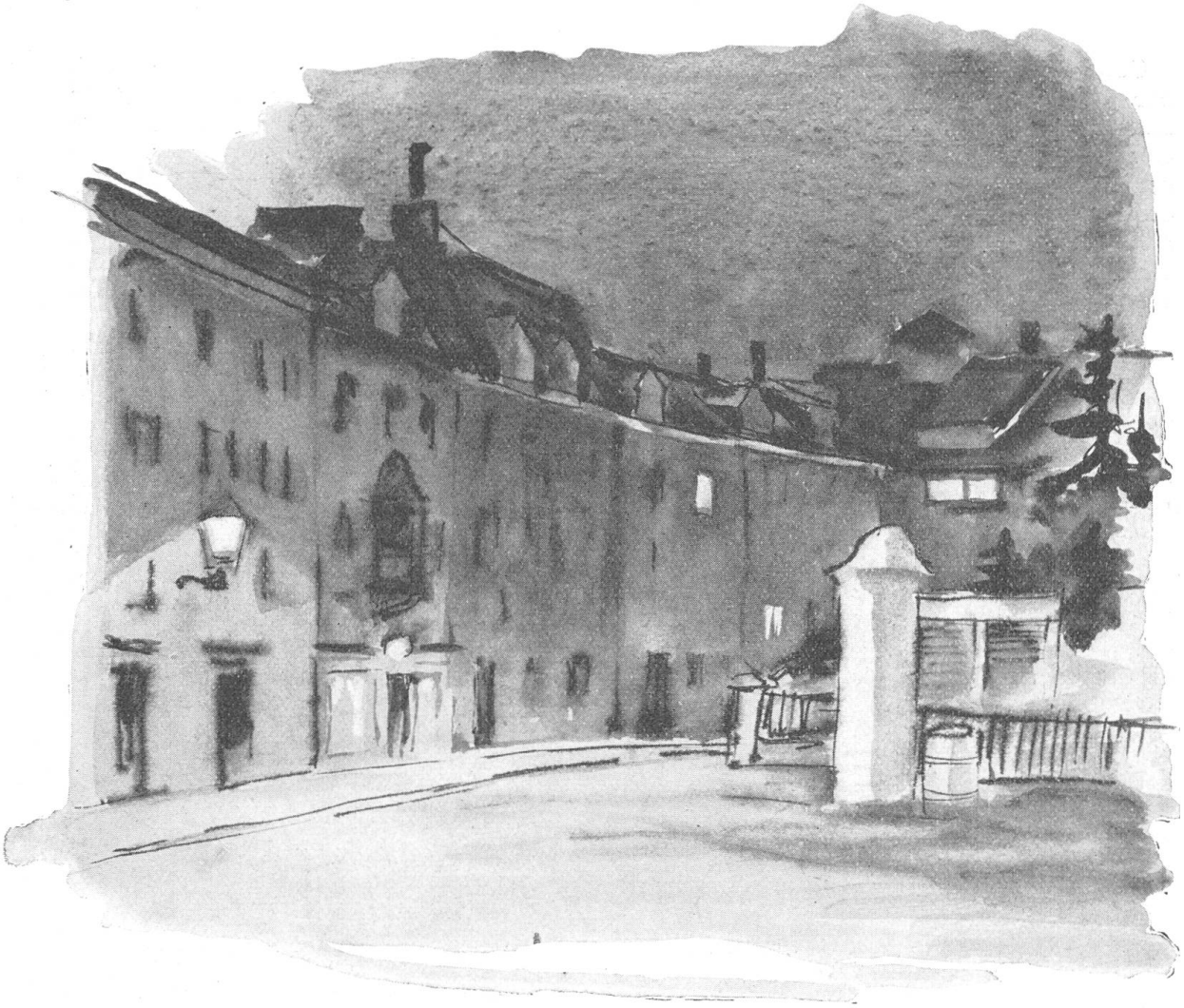
Zürnte sie Martin um dieser Handlung willen ? Nein. Der milde Hass, der sie mit ihrem Neffen wie mit ihrer übrigen Mitwelt verband, hatte sich nicht vertieft. Sie bestätigte ihre Auffassung von der Welt, und die leise Achtung, die sie trotz der natürlichen Abneigung für ihren Neffen wie für jedes Lebewesen hegte, war erheblich gestiegen. Sie war ehrlich genug, zuzugeben, dass Martin den ersten Augenblick ihrer völligen Machtlosigkeit genützt und richtig genützt hatte.

Aber wenn sie das Verschwinden ihres Neffen so vernünftig aufgenommen hatte, warum waren dann ihre Augen abends 8 Uhr immer noch auf den geöffneten Schreibtisch gerichtet ? Warum ? Weil ihr die Handlung Martins zum erstenmal ihre Ohnmacht, die Geschicke ihrer kleinen Welt zu lenken, zum Bewusstsein gebracht hatte. Sie fühlte die Vorboten des Todes.

* * *

Man hat die Unschuld oder man hat sie nicht, aber auf keinen Fall kann man sie verlieren. Die Unschuld hängt nicht davon ab, was man tut, sondern davon, ob man seinen eigenen Taten gegenüber ein strenger oder ein milder Richter ist. Martin gehörte zu den seltenen wahren Glücks- und Sonntagskindern, die nie unter einem schlechten Gewissen leiden, weil sie überhaupt kein Gewissen haben.

Er hatte sich in einer Pension an der Untern Zäune eingemietet, angezogen von den alten Häusern, die ihn an den Schatten und die Enge seines Heimatstädtchens erinnerten. An alles muss man sich gewöhnen, selbst an das Licht und die Sonne. Er fühlte sich in der dunklen Kammer der Altstadt heimischer als in den hellen Zimmern der Vorquartiere, die er ebenfalls besichtigt hatte. In dieser Beziehung war er ein echtes Kind seines Landes, nicht aber in anderer. Einem echten jungen Schweizer wird das fremde Pflaster schon nach spätestens acht Tagen heiss, wenn er sich nicht in eine geregelte und bezahlte Arbeit vertiefen kann. Nicht so Martin. Er war in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Zürich durch die betäubende Wirkung des großstädtischen Verkehrs, durch die mühselige Arbeit des Zimmersuchens nicht zum vollen Genusse seiner Selbständigkeit gekommen, aber jetzt fühlte er mit jedem Tage, mit jeder Stunde beseligender den Rausch seiner jungen



„Er hatte sich in einer Pension an der Untern Zäune eingemietet . . .“

Freiheit. Er hatte zunächst das Tagblatt nach offenen Stellen durchblättert, nach Handelshäusern, die einen tüchtigen jungen Angestellten brauchten. Er hatte sich sogar zweimal vorgestellt, das erstemal in einem bescheidenen Kontor an der Schützengasse. Aber der kleine finstere Herr, der mit ihm unterhandelte, wollte ihm als Prinzipal nicht gefallen. Er erinnerte ihn zu sehr an seinen ehemaligen Lehrherrn. Und das Pult, das für ihn freistand, erschien ihm als ein allzu enges Wirkungsfeld für seine Fähigkeiten. Der Herr Prinzipal wäre geneigt gewesen, es mit ihm zu versuchen; aber Martin erbat sich zu dessen grosser Verblüffung Bedenkzeit und hielt es später nicht einmal der Mühe wert, jenen seinen negativen Bescheid wissen zu lassen. Das andere Mal hatte er in einem der neuen Geschäftshäuser vorgesprochen, wo ihn die verwirrende Fülle geschäftiger Damen angenehm berauschte. Aber auch hier konnte er sich nicht entschliessen, als einfacher Soldat in den Kampf um das Dasein einzutreten. Er fühlte sich zu Besserem berufen. Was dieses Bessere war, hätte er noch nicht sagen können, aber diese Frage quälte ihn auch nicht.

Gewiss, 14 Tage nach seiner Ankunft sass nur noch eine Hunderternote in seinem Portefeuille und ein einziger Fünfliber lag einsam in seinem ländlich grossen Lederbeutel. Was kümmerte es ihn? Er hatte das untrügliche Gefühl, dass man das Glück nicht erjagen, sondern erwarten muss. Selten stand er vor 10 Uhr auf und nicht, bevor er die Tasse Schokolade sich vom Zimmermädchen ins Bett hätte tragen lassen, das er bei dieser Gelegenheit am zweiten Morgen schon, zum ersten Male zwar noch schüchtern, zum zweiten Male aber schon bedeutsam in die roten runden Arme kniff. Nicht zum Vergnügen, wohlverstanden! Hätte er es zum Vergnügen getan, so hätte er es wahrscheinlich überhaupt nicht getan, d. h. er hätte den Mut dazu nicht gefunden, und das Zimmermädchen hätte es auch nicht geduldet. Für ihn war es nur der Ausdruck seiner selbstherrlichen Männlichkeit, und als solches liess es sich das ehrbare Mädchen gerne gefallen. Seine Tätigkeit begann erst in den spätern Stunden des Nachmittags und bestand darin, durch das wohlbelebte Boulevard auf und ab zu spazieren.

Wenn ein junger Mann in den frühen Abendstunden durch die Bahnhofstrasse schlendert ohne Sorgen und ohne ablenkenden Zweck, so wundert er sich über die grosse Zahl der hübschen Mädchen, die um diese Zeit allein und auch zu zweit zu sehen sind. Selbst älteren und wenig ansehnlichen Herren gelingt es, im Vorbeigehen den einen oder andern freundlichen Blick zu erhaschen, der einzige Grund, warum sie für den Heimweg vom Geschäft den Umweg über diese Strasse machen. Und Martin war jung und ansehnlich genug, auch in seinen Augen, die mit Wohlgefallen sein eigenes Bild in den ungezählten Spiegeln suchten, welche die Passanten in den Blickkreis der Schaufenster locken.

Wenn Sie und mich — es kommt selten vor — der zärtliche Blick eines hübschen Geschöpfes trifft, so empfinden wir das als ein Gnadengeschenk, als einen unerwarteten unverdienten Sonnenstrahl an einem nebelschweren Tag. Anders Martin. Er empfand die bewundernden Blicke, die ihn aus leuchtenden Mädchenaugen trafen, als selbstverständlichen Tribut.

Was den Frauen an Martin gefiel? Es bleibt uns unverständlich. Die blauen Augen vielleicht, die kühl und bewegungslos wie zwei Wassertümpel unter den schmalen kahlen Brauen lagern? Der oktogene Mund, der feucht und träge krötengleich unter der frechen unbewegten Nase hockt? Die Stirne, die nieder und breit sich schwach nach aussen wölbt? Die blonden Locken, die schamlos und eitel unter dem grauen Filzhut hervorquellen? Wir wissen es nicht.

Was wir wissen, ist nur, dass kaum eine Frau, kaum ein Mädchen an ihm vorüberging, ohne ihm einen kurzen oder langen, wohlgefälligen Blick zu schenken. Junge und alte, verheiratete und Verliebte, Verlobte und Ledige. Ohne, dass sie es merkten vielleicht. Und hättest du sie dabei ertappt, als Gatte, Vater oder Verliebter, so hätten sie es abgestritten, oh, mit Entrüstung: «Dieser junge Kerl, ach, der mit dem Filzhut, den habe ich auch nicht einmal gesehen.» Und sie sprächen die Wahrheit. Frauen lügen nie, sie wissen nicht, was sie tun.

Es gibt Junggesellen, die abends durch die Strassen bummeln, vor allen Wirtshäusern stille stehen und mit Genuss die ausgehängten Menus lesen:

Hors d'Oeuvre varié
Oxtail-Suppe
Spargelköpfe
Sauce hollandaise
Poularde à la reine
Sabaione

* * *

Bouillon en tasse
Prinzesspastetchen
Entrecôte à l'Anglaise
Coupe Melba
Petits fours

und schliesslich nach Hause gehen, ein Zehnfrankenstück auf den Tisch legen, um ihren Viertel Käse mit Brot bei dem Gedanken an das ersparte Geld doppelt zu geniessen.

Mit ähnlich angenehmen Gefühlen dehnte und streckte sich Martin nach seinen abendlichen Paschagängen in seinem schmalen Zimmerherrenbett. Die flüchtigen Feuerchen,

die er in hundert Frauenaugen erweckt, hatten ihn wohl erwärmt, doch nicht entzündet. Und das beglückte ihn. Er wusste es noch nicht, aber langsam dämmerte die Erkenntnis in ihm auf, welch ungeheures Kapital ein Herz darstellt, das andere entzündet, ohne selbst zu verbrennen.

* * *

Fräulein Berberich hatte sich damit abgefunden, sterben zu müssen. Sie wartete auf den Tod wie ein Schuldner auf den Gläubiger nach dem Verfalltag des Darlehens. Sie wusste, dass er bald kommen musste, morgen vielleicht, übermorgen, vielleicht erst in einer Woche. Was dann mit ihrer unsterblichen Seele geschehen würde, machte ihr wenig Sorge. Sie erwartete nicht, als strahlender Engel ins Jenseits einzuziehen und die Qualen der Hölle schreckten sie nicht. Ihre einzige Sorge war die um ihr irdisches Gut. Ihr Haus, ihre Möbel, ihre Papiere! Sie waren mühsam erworben mit Fleiss und Schweiss. War es kein Unrecht, sich von ihnen trennen zu müssen? Ihre einzige Sorge war aber — ist es nicht oft so? — zugleich ihre einzige Freude. Ihre Verfügungsgewalt erlaubte ihr, noch einmal sich selbst zu sein. Sie wusste, dass nur ein Mensch darauf rechnete, sie zu beerben, und dass alle Welt ihm in dieser Berechnung Recht gab. Das war ihr Neffe Martin. Der süsse Gedanke, ihm die erste herbe Enttäuschung seines jungen Lebens zu bereiten, verklärte ihr Sterbelager. Vielleicht, dass es ihr damit gelang, sich für das Schicksal ihres Bruders, des Vaters Martins, zu rächen, das gegen alle ihre Hoffnungen sanft und glatt verlaufen war, weil er es verstanden hatte, von dem Vermögen seiner früh verstorbenen Frau und deren Ledergeschäft faul und vergnügt zu leben, um, nachdem er das Vermögen aufgebraucht, das Geschäft ruiniert hatte, gerade noch im letzten ruhigen Augenblick an einem ehrlichen und unerwarteten Schlage schmerzlos zu sterben. Die Schwierigkeit war nur, den richtigen Ersatzerben zu finden. Aber auch die Lösung dieses, ihres letzten Problems war auf gutem Wege.

Das einzige Ehrenamt ihres arbeitsreichen Lebens war das der Patin eines armen Waisenmädchens gewesen, das in der Anstalt des Katharinenstiftes seine sonnenlose Jugend verbrachte. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, solange ihr Patenkind in der Anstalt war, jeden Wintersonntag in den Gottesdienst der kaum geheizten Stiftskirche zu gehen, um ihr Herz an den geängstigten Augen der schlotternden Kinder zu stärken.

« Man kann diese jungen Menschen nicht früh genug an den Gedanken gewöhnen, dass sie es einmal schwer haben werden im Leben » war das Leitmotiv der Erziehung des Anstaltsdirektors. Eine Auffassung, ihr aus der Seele gesprochen. Das Patenkind war schon lange tot, es hatte ihren Rat nicht befolgen wollen, nach der Entlassung aus dem Stifte, die ihm gütig angebotene Stelle als Küchenmädchen in der Anstalt anzunehmen. Es hatte es vorgezogen, den trotz aller Entbehrungen blühenden jungen Leib und die nach Sonne und Güte durstende Seele im ungesunden Lichte der Großstadt zu verbrennen.

Wenn sie ihr Geld dem Katharinenstift vermachen würde? Aber vielleicht war es den alten gesunden Erziehungsgrundsätzen untreu geworden? Sie musste Gewissheit haben.

* * *

Mein lieber, lieber Martin!

Wie Du siehst, schreibe ich im Geschäft, mein Chef darf es nicht sehen, aber weisst Du, auch wenn er es sehen würde, so würde er, glaube ich, nichts sagen, denn er sieht mich immer noch gern und jeden Tag begleitet er mich auf dem Heimweg. Er ist ein so lieber Mensch. Bist Du eifersüchtig? Du musst es nicht sein, versprich es mir.

Martin, sag, warum schreibst Du mir so selten, und ich sehne mich doch so sehr nach Dir! Ich möchte Dir jeden Tag schreiben, aber ich komme mir dabei so dumm vor, wenn ich immer lange Briefe schreibe und von Dir nur eine Karte kommt. Hast Du mich vergessen? Schau, jetzt ist mir eine Träne auf das Papier gefallen. Hast Du viele Mädchen kennen gelernt? Ich mag es Dir gönnen, aber oh, die Frauen sind so schlecht, Du kennst sie noch nicht, besonders in der Stadt und sie denken nur daran, so junge Burschen wie Du einem rechten Mädchen wegzuschnappen. Wann kommst Du wieder?

Deiner Tante geht es sehr schlecht. Alle sagen, dass sie bald sterben muss, sie tut

mir so leid, auch für Dich, ich möchte Dich so gerne trösten, sie versah doch an Dir die Mutterstelle. Und wer soll dann für Dich sorgen, wenn sie jetzt sterben muss?

Jetzt muss ich schliessen. Mein Chef schaut immer so merkwürdig zu mir herüber, er ist so eifersüchtig. Viele, viele herzliche Grüsse.

Immer Deine arme kleine Anna.

NB. *Herr Mörker hat mich auf nächsten Samstag an den Stadtsänger-Ball eingeladen, aber ich weiss nicht, ob ich gehen soll.*

Werter Herr Berberich,

Als Seelsorger Ihrer Tante betrachte ich es als meine Pflicht, Ihnen als dem nächsten und einzigen Verwandten von Fräulein Berberich mitzuteilen, dass dieselbe auf den Tod erkrankt ist.

Wenn Sie Ihre Tante noch lebend finden wollen, beeilen Sie sich!

Ich schreibe diesen Brief ohne das Wissen Ihrer Tante, aber ich denke mir, dass es ihr und Ihnen einen Trost bedeuten würde, wenn sie sich noch einmal sehen und aussprechen könnten.

Unbekannterweise mit den freundlichsten Grüssen

Ihr Karl Saxer, Pfarrer.

Diese zwei Briefe lagen zerknittert neben dem Frühstückstablett auf der Bettdecke Martins, der seine Morgenschokolade mit der Lektüre der beiden Grüsse aus der Heimat beendet hatte. In tiefes Nachdenken versunken lag er auf seinem Kissen. Der erste Brief verursachte ihm nicht viel Kopfzerbrechen, wenn ihn auch die Anspielung Annas auf den bevorstehenden Tod seiner Tante schon zu seiner eigenen Verwunderung eigentümlich drohend berührte.

Aber der zweite Brief! Warum schrieb ihm dieser Pfarrer? Hinter den klaren und einfachen Worten seines Schreibens schien ihm irgendein zweiter verborgener Sinn zu stecken, eine Mahnung? Eine Warnung? Aber welche?

Und Martin täuschte sich nicht. Der Brief des Pfarrers Saxer hatte in der Tat einen zweiten Sinn. Vor zwei Tagen war die Haushälterin Fräulein Berberichs mit der Bitte ins Pfarrhaus gekommen, das schwer erkrankte Fräulein Berberich zu besuchen. Nun, er kannte diese Dame nicht und die Besuche bei Sterbenden gehörten zu den schwersten Lasten des jungen Geistlichen. Aber gerade deshalb hätte er es sich nie verziehen, einen solchen Besuch auch bei den einleuchtendsten Verhinderungsgründen abzuschlagen. Er stürzte sich in diese Pflichten mit dem blinden Eifer eines schlechten Gewissens.

Uns allen ist der Tod ein Geheimnis, ein quälendes oder ein verheissendes, je nachdem. Ein Geheimnis, das wir hinnehmen, aber das wir als Wirklichkeit erst dann empfinden, wenn wir ihm einmal Aug in Auge gegenüber gestanden sind. Für den jungen gesunden Menschen hat der Tod keine Wahrheit. Es gelingt ihm nicht, ihn mit dem Rauschen seines lebendigen Blutes in Einklang zu bringen.

Der Beruf brachte es mit sich, dass Pfarrer Saxer mit seinen 30 Jahren schon an manchem Totenbette gestanden hatte, ergriffen, gequält, im Grunde aber mit dem tiefen Unverständnis eines Kindes, das vor einem unbegreiflichen und unwirklichen Wunder steht. Seine Ehrlichkeit sträubte sich dagegen, mitzureden, wo er nicht miterlebte. Deshalb sein schlechtes Gewissen. Das hinderte ihn nicht, noch am selben Vormittag mit beschwingten Beinen, aber schweren Herzens die dunklen Treppen des Berberichschen Hauses zu erklimmen. Die Besorgerin führte ihn in das verdunkelte Krankenzimmer. Fräulein Berberich sass mühsam aufgestützt in ihrem grossen Bette und beobachtete misstrauisch den Pfarrer, der sich linkisch ihrem Lager näherte. « Sie haben mich rufen lassen, Fräulein Berberich, hier bin ich.» Die Worte lösten sich schwer von seinem Munde und flatterten unsicher in den kahlen Raum. « Sie fühlen sich wieder besser, hoffe ich.» Er trat näher an das Lager heran und streckte seine Hand aus. Aber Fräulein Berberich machte keine Miene, die dargebotene Hand zu fassen, ein verächtliches Lächeln glitzerte in ihren Augen.

« Besser? Nehmen Sie Platz, Herr Pfarrer, rücken Sie den Stuhl etwas näher, damit ich Sie sehen kann. So! »

Forschend senkten ihre Augen sich in die seinen.

« Ich möchte Sie etwas fragen.»

« Fragen Sie, Fräulein Berberich,» die Kehle schnürte sich ihm zusammen, « ich werde Ihnen antworten, so gut ich es vermag.»

« Sie müssen mich nicht falsch verstehen», sagte Fräulein Berberich kühl. «Wenn ich sterbe, fällt das Geld, das ich erspart und erarbeitet habe, an meinen Neffen, einen jungen Mann. Wie lange sind Sie schon hier? Zwei Jahre? Dann kennen Sie ihn wahrscheinlich nicht, er ist kein Kirchgänger. Er ist mein einziger Verwandter, mein Erbe. Aber es ist nicht gut für junge Leute, ohne Arbeit zu Geld zu kommen.» Ein seliges Lächeln erhellte ihre zerfallenen Züge. « Es verdirbt die jungen Leute. Es bringt sie auf schlechte Gedanken und lenkt sie von der ernsten Arbeit ab. Und wir sind doch verantwortlich für unsere Nächsten. Ich habe Martin, solange er bei mir war, nicht verwöhnt und möchte nicht das, was ich zu meinen Lebzeiten gutgemacht habe, im Tode verderben.»

Pfarrer Saxer gehörte zu den Menschen, die ihren Augen mehr vertrauen als ihren Ohren. Der unverhohlene kalte Hohn, der auf dem Gesichte des alten Fräuleins zu sehen war, erschreckte ihn.

„Er trat auf ihn zu und holte weit aus . . .“

« Weiss Ihr Neffe, dass Sie so krank sind? »

« Dass ich krank bin, weiss er, wie krank ich war, als er mich verliess, wird er noch früh genug erfahren. Aber lassen wir das. Ich denke daran, das Katharinenstift als meinen einzigen Erben einzusetzen. Ein Patenkind von mir wurde dort erzogen.»

« Und ist es ihr gut gegangen ? »

« Gut genug ! Sie ist gestorben.»

Die erschreckten Augen des Pfarrers entlockten Fräulein Berberich ein zufriedenes Lächeln. « Es ging ihr gut, solange sie in der Anstalt war, dass es ihr nachher schlecht ging, hat sie nur sich selbst zuzuschreiben. Man hört doch nur Gutes vom Katharinenstift ? »

Der Pfarrer schwieg.

« Strenge Zucht, Erziehung zur Bescheidenheit. Es hat sich doch nichts geändert dort oben ? Das ist, was ich wissen möchte.» Ein dumpfes Nein, das wie ein Seufzer klang, kam über die Lippen des Pfarrers.

« Nichts von dem modernen Zeug ? Keine Weichlichkeit, Zucht und Ordnung wie früher ? » Misstrauisch fragend sah sie ihren Besucher an. Keine Antwort.

«Dann wird die Anstalt auf mich rechnen können. Ich werde die Sache sobald wie möglich in Ordnung bringen. Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer.»

Herr Pfarrer Saxer hatte das Gefühl, dass diese Unterredung noch nicht zu Ende sein könne, aber, als keiner seiner Anläufe gelang, die Unterhaltung in Fluss zu bringen, verabschiedete er sich.

Als ein geschlagener Mann verliess er das Krankenzimmer. Der Anblick einer vielköpfigen Missgeburt hätte ihn weniger erschüttert, als der Einblick in die Seele des sterbenden Fräulein Berberich. Seit er in seinem Amt war, wehrte er sich verzweifelt gegen die grausame Einsicht, dass es Menschen gab, die ihm und seiner Botschaft völlig verschlossen blieben. Er hatte, wie es die edelste Auffassung seines Berufes verlangt, ein offenes Herz für alle Sünder und Zöllner. Die Mahnung seines Meisters « Der Arzt ist für die Kranken da und nicht für die Gesunden » war der Wahlspruch seiner Tätigkeit. Er lebte ihr nicht nur in Worten, sondern auch in Taten nach. Er hatte als junger Theologe die Sünde als eine Krankheit empfunden, die Sünder als Menschen, die unter der Last ihrer Sünde leiden. Er lehnte sich mit der ganzen Kraft seiner jungen Seele gegen die Tatsache auf, dass der gewissensbelastete Mensch nur ein gefallener Engel ist, den wahren Sünder aber der Appell an das Gewissen ebensowenig und aus dem gleichen Grunde nicht rührt, wie ein rotes Tuch einen blinden Stier.

Er kannte das Katharinenstift gut genug. Zweimal in der Woche wanderte er zu dem alten grauen Gebäude am Berg hinauf, um die Zöglinge in die Segnungen des Evangeliums einzuweihen. Er war kein Zweifler. Der tiefe Glaube an die Wahrheit seiner Botschaft brannte in ihm mit einem Feuer, das alle Bedenken versengte. Er wusste, dass auch die Zöglinge des Katharinenstiftes, und gerade sie, des göttlichen Brotes, mit dem er sie speisen konnte, bedurften. Aber bei jedem seiner Besuche empfand er es schmerzlicher, dass für die ausgehungerten, misshandelten Kinderseelen die wöchentlich zweimalige geistige Speisung nicht anders wirken konnte als ein Appetitbeleber auf einen leeren Magen. Auf die Führung der Anstalt hatte er keinen Einfluss. Er hätte sich weigern können, seine Stunden zu geben. Wem hätte es genützt ? Das Institut genoss keine staatliche Unterstützung. Seine einzige Hoffnung war, dass die Quellen privater Wohltätigkeit zur Weiterführung des Katharinenstiftes immer sparsamer flossen. Es fiel ihm schwer dazu beizutragen, das Leben des Institutes auch nur um ein Jahr zu verlängern.

Und doch hatte er weder das Recht noch die Möglichkeit, die Schenkung Berberich zu verhindern.

Wieviel Segen hätte mit diesem Gelde des alten Fräuleins gestiftet werden können ! Wieviel besser wäre es angelegt gewesen auch nur als Erbteil des jungen Berberich, dem es als Sühne für eine zweifellos entbehrungsreiche Jugend auf die Füsse geholfen hätte ! Er stellte sich den jungen Berberich als einen armen, verschüchterten Jüngling vor, der gebeugt von der Last einer lieblosen Erziehung in der Stadt ein verlassenes, kümmerliches Leben führte. Er dachte an sein kleines väterliches Erbteil, dessen Vorhandensein ihm manche Kritik an den Einrichtungen seiner Pfarrkinder erlaubte, die sie sich ohne diesen seinen Rückhalt keinesfalls hätten gefallen lassen. Er durfte dem jungen Mann nicht von der ihm bevorstehenden Gefahr Mitteilung machen, das war ihm klar; aber war es nicht sein Recht, ihn von dem bevorstehenden Tod seiner Tante zu benachrichtigen ? Vielleicht, dass seine Anwesenheit das Herz des alten Fräuleins umzustimmen vermochte.

* * *

Gedankenarbeit macht hungrig, um so mehr, je weniger man sie gewohnt ist. Das empfand auch Martin. Er zog die Klingel neben seinem Bette und liess sich eine zweite Portion Schokolade bringen. Einesteils war es ärgerlich, gerade jetzt, wo er sich in seinem neuen Wirkungskreis so richtig eingelebt hatte, an die Stätte seiner Jugend zurückzukehren. Die ersten entscheidenden Schritte zur Verwirklichung seines festen Entschlusses, sich ein bequemes Leben ohne Arbeit einzurichten, waren getan. Da war das Zimmermädchen, die sich eine Ehre daraus machte, ihm ihr Kinofreibillet, das sie von ihrem Schatze, dem Platzanweiser, wöchentlich erhielt, zuzustecken. Da war das Fräulein Stäger, Inhaberin des Zigarren- und Zigarettengeschäftes an der Helmhausgasse, die sich bereit erklärt hatte, seine Wäsche gratis zu waschen und zu flicken (man weiss ja, wie diese Berufswäscherinnen die Wäsche ruinieren).

Da war die Klara, die ihm ebenfalls unentgeltlich und noch so gern die Hosen aufbügelte und die steifen Hemden plättete. Und da waren vor allem die Geschwister Blumer, denen jahrelanger Fleiss, ingrimmige Sparsamkeit und ein verstorbener Vetter ermöglichte, an die Eröffnung eines Vervielfältigungsinstitutes zu denken, das ihnen erlauben würde, ihre anerkannt unbezahlbare Tüchtigkeit als Stenotypistinnen dem Griffe kapitalistischer Ausbeutung zu entziehen. Was sie bisher von der Ausführung ihres Planes abgehalten hatte, war ihnen erst aufgegangen, als sie Herrn Martin Berberich am Pensionstisch kennen lernten: die starke Hand, die ernste, zielsichere kaufmännische Leitung. Herr Berberich hatte vorsichtig — ein gutes Zeichen für einen gewiegten Kaufmann — seine bestimmte Zusicherung zwar noch nicht gegeben. Aber sie hofften doch, auf ihn rechnen zu dürfen.

Sollte er alle diese erfreulichen Prospekte verlassen? Er konnte nicht recht an den bevorstehenden Tod seiner Tante glauben. Niemand, der Fräulein Berberich aus der Nähe kannte, konnte das. Er hatte deshalb auch, und darin täuschte sich seine Tante, bis heute nie mit der Möglichkeit, sie zu beerben, gerechnet. Die plötzliche Aussicht liess ihn zunächst die ohnehin sonnigen Perspektiven seiner Zukunft noch sonniger erscheinen. Aber schon die ersten Ueberlegungen hatten seine Stirne in wolkige Falten gelegt. Der Ton dieses Pfarrerbriefes hatte ihm schon von allem Anfang an nicht gefallen, und je öfter er ihn las, um so bestimmter wurde das Gefühl, dass dieser Brief nicht einfach eine dem ernsten Charakter des Absenders entsprechende Erbschaftsankündigung, sondern — das Gegenteil davon war. Ja, ohne Frage, das war die Deutung dieses Briefes: Seine Tante wollte ihn enterben.

Martin Berberich pflegte sonst seine Morgentoilette nicht zu überstürzen. Heute aber stand er schon nach keiner halben Stunde reisefertig am Bahnhof.

* * *

Fräulein Berberich war tot und beerdigt. Sie hatte die Ankunft ihres Neffen nicht mehr erlebt, aber auch nicht die gesetzliche Festsetzung ihres Legates. Pfarrer Saxer sass vor seinem einsamen Mittagstisch. Kein glücklicher Mann! Die Schösse seines Gehrockes hingen müde zu beiden Seiten des Stuhles herunter. Er hatte noch nicht die Kraft gefunden, sich seiner Berufskleidung zu entledigen, obschon das Amtsgeschäft dieses Vormittages, die Beerdigung Fräulein Berberichs, seit mehr als einer Stunde erledigt war. Lustlos rührte er mit dem kalten Christoffellöffel die heisse Suppe. Er hatte mit dem jungen Berberich kaum zehn Worte gewechselt und doch war es ihm jetzt, als ob er ihn immer gekannt hätte und nie mehr vergessen könnte. So sah also der arme verschüchterte Jüngling, für den er sich einsetzte, aus? Strahlend lächelnd, wie ein schwer zu befriedigender Feinschmecker, der nach einer wohl gelungenen Mahlzeit versonnen von deren nächsten Wiederholung träumt, hatte er in der vordersten Bank der Kirchhofkapelle gesessen. Ein Bild des Menschen, der nicht nur für sich selbst zu sorgen weiss, sondern auch dafür, dass andere für ihn sorgen.

Wieder einmal war es Pfarrer Saxer zum Bewusstsein gekommen, wie schwer es ist, von zwei Entscheidungen die richtige zu wählen, wenn beide falsch sind — und das sind sie meistens in diesem Leben.

* * *

Noch am Abend des gleichen Tages kam Martin wieder in Zürich an, mit dem gleichen gelben Ueberzieher, mit dem gleichen

leinwandüberzogenen Fiberköfferchen, mit dem er vor vier Wochen seinen Einzug in die Großstadt gehalten hatte — und doch ein anderer Martin. — Nach seinen Erkundigungen lagen 60,000 Franken in sicheren Wertpapieren in der heimatlichen Stadtfiliale der Eidgenössischen Bank. 60,000 Franken! Er hatte auch nicht einen Augenblick mit dem Gedanken gespielt, dieses Geld zurückzuziehen und für geschäftliche Unternehmungen zu verwenden. Für solche Zwecke war, wie er im Gegensatz zu andern vor jeder Erfahrung wusste, fremdes Geld geeigneter als das eigene. Und der Entschluss, niemandem, der nicht ohnehin eingeweiht war, von seiner Erbschaft Kenntnis zu geben, stand von vornherein fest.

Zufrieden setzte er sich ins Bahnhofbüfett II. Klasse und bestellte sich sein Abendmahl (ohne erste Platte). Dann erhob er sich, läutete die Geschwister Blumer an und teilte den Hocherfreuten mit, dass er sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen habe, den Posten als Leiter ihres Vervielfältigungsinstitutes anzunehmen. Mit der Suppe kam er an seinen Tisch zurück und liess sich die Mahlzeit herrlich schmekken. Nach dem Dessert verlangte er Schreibzeug. Zwei Karten schrieb er, die eine an Fräulein Stäger, seine Zigarettenhändlerin und Gratiswaschanstalt:

« Zurück.

Gruss Martin »

männlich und kurz. Eine zweite Karte desselben Inhaltes an Klara. Und schliesslich zum schwarzen Kaffee noch folgenden Brief:

Liebe Anna,

Vergiss, was vorgestern geschehen ist. Es soll nie mehr vorkommen. Wir haben uns beide vergessen. Es darf nicht sein. Du bist zu gut für mich.

Komme nicht nach Zürich! Ich wollte es Dir schon am letzten Donnerstag sagen, aber ich brachte es nicht über mich. Mein Herz gehört einer andern. Schreibe mir auch keine Briefe. Ich würde sie doch nicht lesen, es wäre zuviel für mich.

Sei stark und gewiss wirst Du glücklich!

Dein treuer Freund

Martin.

Sorgfältig befeuchtete er den Klebstoff des Kuverts mit seiner breiten rosenen Zunge, schloss den Brief und schrieb die Adresse. Er rechnete mit einer Ohnmacht der Empfängerin des Briefes oder doch mit einem Weinkrampf. Und wenn gerade ihr Vater dabei sein sollte, es könnte unangenehme Folgen haben. So adressierte er den Brief an ihre Geschäftsadresse.

Brief und Karten warf er am Bahnhof selbst in den Kasten mit der Aufschrift « Dieser Kasten wird 5 Minuten vor Abgang jedes Postzuges geleert ».

* * *

Mit eifersüchtigem Stirnrunzeln übergab Herr Mörker der bleichen Anna am andern Morgen ihre Privatpost. Zögernd öffnete sie den Brief. Sie ahnte nichts Gutes. Sie war von Martins Seite an solche schriftliche Promptheit nicht gewohnt.

* * *

Als Martin damals bei seiner unerwarteten Rückkehr abends 5 Uhr in der Heimatstadt seine Tante schon tot, die Beerdigung auf den nächsten Tag angesagt, vorgefunden und die allein anwesende Besorgerin verabschiedet hatte, setzte er sich neben das Totenbett und betrachtete interessiert für einige Minuten die harten Züge der Verstorbenen. Die ehrfürchtige Fügsamkeit der Haushälterin hatte ihm deutlich genug verraten, dass die Sorge um sein Erbe unbegründet gewesen war. Er betrachtete die Tote ohne Hass, ohne Liebe, wie junge Mädchen die Mumien im Britischen Museum betrachten, als ungewöhnliches Schaustück, ohne jeden Bezug auf das eigene Ich. Dann hatte er eben noch zur Zeit festgestellt, dass er bei einiger Beschleunigung früh genug daran war, um die kleine Anna nach Bureauschluss abzuholen, um mit ihr wenn möglich einen vergnügten Abend zu verbringen. Und da hüpfte sie auch schon fröhlich neben Herrn Mörker zum Amtsportal heraus. Sie hatte ihn nicht erwartet, ihr lachender Mädchenmund schloss sich in halb erschrecktem, halb erfreutem Staunen. Mit einer raschen Bewegung wollte sie zunächst den finster davoneilenden Herrn Mörker, der Berberich gleichzeitig mit ihr erkannt hatte, zurückhalten. Voll ungläubiger Freude blieb Herr Mörker auch stehen. Aber schon senkte sich Annas Arm unentschlossen und folgsam wie ein Hündlein ging sie Martin entgegen.

Der frühere Martin hätte es nie gewagt, ihr auf offener Strasse den Arm zu bieten.

Jetzt tat er es mit der Selbstverständlichkeit eines jungen Mannes, der weiss, was er tut, und weiss, was er will. Ein Freudeschauer durchrieselte ihren jungen Körper. Demütig, strahlend legte sie ihren Arm in den seinen.

Er war zu ihr zurückgekehrt. Ein Mann, ein Erbe! Und sein erster Gang hatte ihr gegolten. Vergessen waren ihre Tränen, vergessen ihr Leid um den verloren Geglaubten, vergessen auch die unbestimmten Hoffnungen, die sie ihrem Chef durch den ohne Widerstreben gewährten Abschiedskuss nach dem Stadtsängerball erweckt hatte.

Wortlos schritten sie dahin, wortlos an ihrer Haustüre vorbei. Anna merkte erst, wo sie war, als Martin den schweren Schlüssel des Berberichschen Hauses ins Schloss steckte. Martin fragte sie nicht, ob sie ihn begleiten wolle. Er öffnete die Türe, ging selbst voran und sie folgte ihm. Er führte sie in die Kammer der Verstorbenen. Verlegen betrachtete sie die Tote. Aber als das eine nur halb geschlossene Auge der Verstorbenen im grellen Licht der Gaslampe aufzuleuchten schien, suchte sie mit plötzlichem stummen Schrecken den Schutz Martins, der lebendig und vertrauenerweckend neben ihr stand.

Martin warf die Zigarette, an der er nachdenklich gezogen hatte, zu Boden, zertrat den Stummel mit dem Fuss und führte die zitternde Anna in das Dunkel seiner Kammer, die neben dem Zimmer der Verstorbenen lag. Behutsam zog er sie auf das kalte Bett.

Um ½9 Uhr mahnte er Anna, die schluchzend ihren Kopf in den hoch getürmten Kissen verbarg, aufzustehen: « Sie werden sich bei dir zu Hause ohnehin wundern, wo Du so lange geblieben bist. Das Nachtessen wird kalt.»

Umständlich entzündete er die Gaslampe. Er begleitete Anna nicht. Er setzte sich aufs Bett. Er zupfte seine kunstseidene Kravatte zurecht, atmete tief und zufrieden wie ein Mann, dem die seltene Gelegenheit wurde, ein früheres Versäumnis nachzuholen.

* * *

Herr Mörker blickte finster auf sein Pult. Die Morgenpost lag uneröffnet vor ihm. Mochte sie warten, übermorgen war auch noch ein Tag. Er wusste nicht, was in dem Briefe Berberichs stand, über dem die kleine Anna an ihrem Schreibmaschinentischchen lautlos Träne über Träne vergoss. Er wollte es nicht wissen. Es gibt Männer, deren einzige Waffe dem Leben, aber vor allem den Frauen gegenüber, darin besteht, nicht zu wissen, die Augen vor der Wahrheit, von der sie ahnen, dass sie für sie ewig verletzend sein müsse, fest zu verschliessen. Mörker gehörte zu ihnen. Seine schwache Seele bäumte sich gegen das Schicksal auf, das das Menschenkind, dem seine Liebe galt, leiden liess. Sein unförmlicher Leib hielt diese Qual nicht länger aus. Er hob sich aus dem gepolsterten Sessel, steuerte seine schweren Beine gegen den Tisch seiner Stenotypistin, wischte sich den Schweiss von seiner fetten Stirne und umfasste demütig die schmale Hand Annas, die kraftlos auf den Tasten der Maschine lag. Er umschloss die kleine Hand wie ein nacktes Vögelchen, das dem Neste entfallen ist, zart und bebend. Der Schlag ihres Blutes liess sein Herz stille stehen. Hätte sie ihm ihre Hand entrissen und seine Unverschämtheit schroff zurückgewiesen, er hätte es ihr nicht übel genommen, ja, es wäre ihm als der natürlichste Verlauf der Dinge erschienen.

Aber als sie ihre Hand nicht zurückzog und ihr tränenfeuchtes Gesicht auf seine Rechte legte, brach der plumpe Mann zusammen. Seine runden Kniee lösten sich und schlugen dumpf auf dem Boden des linoleumbelegten Amtsraumes auf. Er liess seinen Kopf auf ihren Schoss fallen und schluchzte herzzerbrechend.

Die kleine Anna liess die eine Hand in der seinen, richtete sich auf und streichelte mit der andern die dünnen Haare ihres Bureauchefs. Ihre bisher kindlichen Augen blickten kalt und frauenhaft in eine lange Zukunft.

* * *

Der Sonntagmorgen unterschied sich von den andern Morgen der Woche für Martin ausschliesslich darin, dass er an diesem Tage seine Frühstücksschokolade eine halbe Stunde später als sonst und seine Marmelade statt mit Weissbrot auf einer Semmel genoss.

Martin war sonst Lebenskünstler genug, um auch solche kleine Unterschiede zu schätzen. Aber ausnahmsweise traf ihn heute die blasse Wintersonne, die ihn im

Bett beschien, nicht in bester Form. Was fehlte ihm nur? Er hatte auf heute früh den ersten Antwort-Expressbrief von Anna erwartet. Er hätte ihn zwar nicht gelesen. Aber, dass er nicht gekommen war, störte seinen Ordnungssinn. Ob sein Schreiben nicht in ihre Hände gelangt war? Nichts, was er getan, wünschte er ungeschehen. Aber irgendwie schien ihm die Angelegenheit mit Anna noch nicht abgeschlossen. Und das quälte Martin.

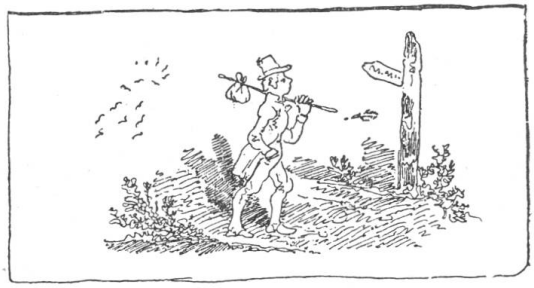
Er war im Begriffe, sich zu erheben, als eine dumpfe Hand an seine Zimmertüre pochte. Langsam griff er nach seinem Bademantel, drehte vorsichtig den Schlüssel im Schloss und trat einen Schritt zurück. Die Türe öffnete sich, schloss sich. Ein Riegel wurde geschoben: Breit und drohend stand Herr Mörker vor ihm.

* * *

Herr Mörker hätte selbst die eigentlichen Beweggründe seines Hierseins nicht angeben können. Als der Glücklichste aller Sterblichen hatte er gestern abend spät sein Lager aufgesucht. Als der Glücklichste aller Sterblichen war er lange vor Morgengrauen in demselben Lager aufgewacht. Aber irgend etwas schien auch ihm an seinem vollkommenen Glück noch zu fehlen. Er liess die gestrigen Vorgänge noch einmal vor seinem Auge vorbeiziehen. Rückwärts von den unvergesslichen Stunden bei den Eltern Annas. Zurück den Weg vom Geschäft nach dem Hause Annas. Weiter zurück bis zu dem Augenblick, in dem seine plumpe Hand in unbegreiflicher Kühnheit die schlanken Finger Annas umschloss. Noch weiter zurück... und die zarten Erinnerungen zerflossen plötzlich in einem Meere wilder Erregung. Er sah den Brief wieder vor sich: «Bahnhofbüfett Zürich» (mit blauer Tinte durchstrichen), darunter in sorgfältiger Deutlichkeit «Absender: Martin Berberich, Untere Zäune 46». — Und an Anna gerichtet! Wie genau er sich an seine Marterqualen erinnerte, als sie unter seinen heimlich forschenden Augen den Brief öffnete und... Ja, jetzt wusste er, was ihm noch fehlte, um sein Glück vollkommen zu machen. Er hatte sich in seine Kleider gestürzt, den Frühzug noch eben erreicht und da stand er nun.

* * *

Als er das schmächtige Bürschchen im unansehnlichen Bademantel vor sich sah, war er über den Zweck seines Besuches augenblicklich in Zweifel geraten. Was suchte er hier? Aber dann trat aus dem Nebel seiner Befangenheit das Bild der kleinen Anna. Nicht jenes, das ihm heute früh vor Augen geschwebt hatte, sondern jenes, als Anna bei der plötzlichen Rückkunft Berberichs von ihm zu Martin übergelaufen war. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Starr blickte er in die wässerig blauen, halb frechen, halb feigen Augen Martins. Er trat auf ihn zu, holte weit aus und klatschend sass seine Rechte auf Berberichs linker Wange. Er war gerächt. Er, nicht Anna. Er hatte sich gerächt, nicht nur an Martin, sondern an all den Männern, die wie er in Vergangenheit und Zukunft durch Männer wie Martin um ihr Erstlingsrecht vor und in der Ehe stets aufs neue betrogen wurden und betrogen werden.

Seine Wut war verrauscht. Unsicher blickte er auf Martin. Dann verliess er auf den Zehenspitzen hastig das Zimmer.

Martin stand immer noch unbeweglich auf dem gleichen Fleck. Das Blut prickelte in der geschlagenen Wange in heissen Wellen. Seine Unruhe war verflogen. Die letzte Rechnung, die ihn mit der Stätte seiner Jugend verknüpft hatte, war beglichen. Das beseligende Gefühl völliger Freiheit durchrieselte ihn.